

Sta(d)tt Leben

Ich starrte aus dem Fenster hinaus. Alles war still und noch dunkel in dem kleinen Dorf, das ein wenig entfernt von meinem neuen Zuhause lag. Eine weiße Decke aus Schnee überzog die Felder. Kalt und einsam war es, genauso, wie ich mich fühlte. Wie hatten sie mir das antun können? Sie hatten mir alles genommen, mir einfach den Boden unter den Füßen weggezogen. Jetzt war ich wie Alice, dachte ich, die immer tiefer und tiefer in den Kaninchenbau gefallen war und nirgendwo Halt gefunden hatte. Ich hatte keinen Fallschirm bei mir, dessen Reißleine ich hätte lösen können, um einen harten Aufprall zu verhindern. Ich befand mich in einem schwarzen, endlosen Loch, das mir keine Möglichkeit gab mich festzuhalten. Ich hatte keine Wahl, mir waren die Hände gebunden. So hilflos war ich noch niemals zuvor gewesen. Nicht viele Menschen können von sich behaupten, dass sie ein perfektes Leben geführt hatten, ich hingegen schon. Ich hatte Freunde gehabt, zahlreiche Verehrer und war das beliebteste Mädchen aus der ganzen Stadt gewesen. Jeder wollte so sein wie ich: Wenn ich mir eine neue Jeans gekauft hatte, war sie am nächsten Tag in den Läden ausverkauft gewesen. Wenn ich ein Haarband aufgesetzt hatte, hatte am nächsten Schultag jedes Mädchen einen ähnlichen Haarreif auf dem Kopf getragen. Jetzt konnte ich nur noch auf mein altes Leben zurückblicken. War das also schon der Tod? Hatten sie nicht gesagt, es sei ein Start in ein neues Leben, unser gemeinsamer Neuanfang? Warum fühlte es sich dann aber so an, als sei es ein einziger Verlust? Es war alles so schnell gegangen, dass ich noch nicht einmal die Chance erhalten hatte, mich von diesem Leben zu verabschieden. Mein Vater hatte die Diagnose Burnout bekommen, kurz nach dem Tod meiner Großmutter. Meine Mutter war seither ein nervliches Bündel gewesen. Ein Schicksalsschlag nach dem anderen hatte meine kleine Familie getroffen. Alles war auseinandergebrochen, wie zwei Kontinentalplatten, die auseinanderdriften, und ich war in den Abgrund gefallen. Es war für uns alle ein Schock gewesen, dass meine Großmutter gestorben war. Sie hatte keine Krankheit gehabt, ihr Herz hatte einfach aufgehört zu schlagen. Als dann auch noch mein Vater erkrankt war an dem tagtäglichen Stress seines Berufes als Arzt, hatten meine Eltern zusammen beschlossen, dass wir einen Tapetenwechsel bräuchten. Was sie nicht wussten, ist, dass sie mir damit endgültig jeglichen Rückhalt genommen hatten. Jetzt hier, an diesem Ort, war ich mir meiner Einsamkeit noch viel mehr bewusst. Dieses Dorf, wenn man es als ein solches überhaupt bezeichnen konnte, war so klein, dass es noch nicht einmal einen eigenen Namen besaß, und

so abgeschlossen, dass es keinen Empfang für mein Smartphone gab. Ich war abgetrennt von der Zivilisation. Mir war meine Nabelschnur, die mich versorgt hatte, abgerissen worden. Es war mir, als würde ich keine Luft mehr bekommen, als müsse ich sterben. Hatten sie denn nicht ein einziges Mal an mich gedacht? Wohl kaum, musste ich traurig feststellen, sonst wäre ich nie an diesem Ort gelandet. Von meinem warmen Atem war das Fenster, vor dem ich stand, angelaufen. Ich hob meine blassen Finger und zeichnete zwei Striche, ein Kreuz, auf die beschlagene Fläche. Mein Herz schlug noch, aber es fühlte sich schon an wie Sterben. Würde die Kälte meine Schmerzen betäuben können? Hieß es nicht, dass man ab einem gewissen Punkt sogar Wärme verspüren würde?

Das Verlangen, frei zu sein und Ruhe zu finden, wurde immer größer. Es wuchs von Sekunde zu Sekunde und mir war, als müsse ich bersten, wenn ich dem Drang nicht nachgeben würde. Ich starrte auf das leere Blatt auf dem Küchentisch. Es gab nichts, das ich ihnen noch sagen wollte, alle Worte waren gesprochen. Meine Entscheidung war getroffen, und es gab nichts, das mich noch davon abhalten konnte, denn es gab keinen Rückhalt mehr in meinem Leben. Meine einzige Sehnsucht war die Befreiung von all dem Leid. Mein Vater war ein anderer Mensch geworden, ein Wesen, das ich nicht mehr wiedererkannte. Er war nicht mehr der Mann, dessen Augen geleuchtet hatten, wenn er mir von seinen komplizierten Eingriffen als Chirurg erzählt hatte. Seine Augen hatten ihren Glanz verloren, sie waren nur noch müde. Jener Mann, mein Vater, den ich geliebt hatte, war vor einigen Monaten verstorben. Auch meine Mutter wandelte schon seit Monaten im Reich der Toten. Großmutter, so schien es mir, hatte sie mit sich genommen. Sie trug seither jeden Tag Schwarz, aß und trank nur noch das Nötigste, um zu überleben. Auch sie hatte mich schon verlassen. Also was gab es noch, das mich zurückhielt und mir genügend Kraft schenkte, um zu kämpfen?

Es war noch still, als ich zur frühen Morgenstunde das Haus verließ. Ich nahm nichts mit mir, denn da, wo ich hinging, würde ich nichts brauchen. Jedes Kleidungsstück, ob ein wärmender Mantel, ein kuschliger Schal oder ein Paar Stiefel, war mir ein Hindernis auf diesem Weg. Während ich die Tür leise hinter mir schloss, bemerkte ich, dass es wieder angefangen hatte zu schneien. Meine letzten Spuren auf Erden würden also ausgelöscht werden, so als hätte es mich nie gegeben. Nichts würde bleiben, obwohl ich alles zurückgelassen hatte. In diesem Augenblick wurde mir die Sinnlosigkeit eines jeden menschlichen Lebens bewusst: Egal, wie

sehr man sich bemühte, wie viel man unter der Sonne auch schwitzte, um sich etwas aufzubauen, wenn man sich von der Welt verabschiedete, dann ließ man auch all das Bedeutungslose, das man zuvor als das Essenzielle bezeichnet hatte, zurück. Man wird mit nichts geboren und verlässt das Leben mit nichts in den Händen. Die Zeit dazwischen ist zu vergleichen mit der langen Wartezeit beim Herrn Doktor, der dann schließlich als Richter über Leben und Tod entscheidet, ob es nur ein harmloser Schnupfen ist oder vielleicht doch die Pest, also ob wir in den Himmel gelangen oder ob wir dazu verdammt sind, die Ewigkeit mit dem Teufel zu teilen. Aber selbst die Aussicht auf die Hölle erschien mir angenehmer, anstatt immer weiter in der Endlosigkeit zu versinken, da ich dann wenigstens den kochenden Boden unter meinen Füßen spüren könnte.

Ich blickte nicht mehr zurück, drehte mich nicht noch ein letztes Mal um, als ich die Reise in meine Freiheit antrat. Meine Socken wurden sofort nass im kalten Schnee. Die Kälte wandte sich augenblicklich um meine Arme und Beine, wie Schlangen, die ihre Beute erst zerquetschen, bevor sie sie von ihren Qualen erlösen. Der eiskalte Wind blies durch den feinen Stoff meines roten Nachthemds, so dass mein Körper zu zittern begann. Mir schien es aber nicht, als würde er vor Kälte schlottern, sondern als ob er vor Freude bebte. Der Wind wurde stärker und die Schneeflocken küssten mein Gesicht mit ihren scharfen Klingen, aber ich trieb meine Beine immer weiter voran, denn ich war noch nicht am Ziel. Nach ein paar Minuten spürte ich langsam meine Hände und Füße nicht mehr. Die Schlangen eroberten Stück für Stück meinen Körper, und ihr Ziel war mein wild pochendes Herz. Es wollte kämpfen und nicht aufhören zu schlagen, aber es war meinem Willen chancenlos unterlegen. Mein Herz galoppierte schneller als je zuvor, wie ein junger Hengst durch die Prärie, bis es sich überschlug und stolperte. Es war nun erschöpft von der Tortur, konnte nicht länger Widerstand leisten und wurde immer träger. Auch meine Beine hatten keine Energie mehr, sich weiterhin zu bewegen. Ich sank frierend auf dem weißen Boden zusammen und legte mich in mein kaltes Bett. Meine Knie zog ich an und umschlang sie mit den Armen. Der vom Himmel rieselnde Schnee deckte mich zu. Mir war kalt, so eiskalt, dass es schmerzte und meine Haut zu brennen begann wie Feuer. Nicht nur mein Herz ergab sich langsam der eisigen Kälte, auch meine Augenlider wurden allmählich müde.